

# Johann Peter Hebels naturwissenschaftliche Beobachtungen

*Der Vortrag wurde gehalten am 6. Mai 2007, am Hebelabend der Trachtengruppe Weil am Rhein e. V. und des Kulturamts der Stadt Weil am Rhein.*

Sehr geehrte, liebe Gäste,  
wenn ich heute Abend über Hebels naturwissenschaftliche Beobachtungen spreche, will ich keine großen Theorien entwickeln. Mir ist daran gelegen, nahe an Hebels Werk heranzugehen und im Bekannten Unerwartetes zu entdecken.

Zunächst muss ich mich bei Ihnen entschuldigen. Ich hätte den Titel meines Vortrags genauer fassen sollen und schreiben müssen. „Hebels naturwissenschaftliche Beobachtungen im Rahmen der ‚Alemannischen Gedichte‘“. Ich möchte mich nicht zu Hebels im eigentlichen Sinn naturwissenschaftlichen Texten äussern, auch wenn diese sehr lesenswert sind.

Hebels weitgespanntes Interesse an der Natur hat mich immer wieder fasziniert. Z. B. habe ich als Kind erst beim Lesen des Schatzkästleins die Laufbahn des Mondes richtig begriffen.

Die Frage, die ich mir später als Germanistin stellte, war, wie dieses naturwissenschaftlich exakte Denken in die „Alemannischen Gedichte“ eingegangen sei. Grundsätzlich neigen wir dazu, die Naturwissenschaften von den Geisteswissenschaften zu trennen. Im Untertitel der „Alemannischen Gedichte“ heißt es unmissverständlich: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitten“. Doch bei der Lektüre der Gedichte sehen wir die Natur oft als Lieferantin von Bildern. Die Natur wird so zur schönen, vielleicht durch den Lauf der Zeit auch verklärten Kulisse für philosophische oder poetische Gedanken.

Sie kennen die Sorgen, die die Schreiber von Literaturgeschichten haben, wenn sie Hebels Werk einordnen müssen. Gehört er nun zur Aufklärung, zur Klassik oder zur Romantik? Ich habe seinen Namen schon unter allen diesen Epochen gefunden. Natürlich möchte ich die Verfasser von literatur-historischen Werken nicht kritisieren. Solche Schwierigkeiten sind ganz unbestritten. Fraglich bleibt nur, woher sie kommen. Früher meinte ich, dies sei vor allem seinem Dialekt zuzuschreiben, mit welchem Hebel trotz aller Anerkennung ein Außenseiter geblieben ist, aber heute bin ich mir da nicht mehr so sicher. Ich glaube, dass in diesem Zusammenhang auch ein Blick auf die Naturbeobachtungen unseres Dichters geworfen werden muss.

Beginnen wir mit unserer Betrachtung bei der Botanik. Ein Gedicht, das Hebel oberflächlich gesehen in die Nähe der Romantiker rückt, ist die „Sonntagsfrühe.“

*„Wie pranget nit im Garteland  
der Chriesibaum im Maiegwand  
Gälveieli und Tulipa  
und Sterenblueme nebe dra  
und gfüllti Zinkli blau und wiis.  
Me meint, me lueg in 's Paradiis.“*

Zunächst ein Wort zu den genannten Blumen. Da es sich um einen Bauerngarten handelt, müssen da vor allem einfache Blumen gedeihen. Was uns heute romantisch anmutet, ist damals wohl alltäglich gewesen. Gälveieli (gelbes Veilchen) gibt es heute noch, aber wir haben sie nicht gerne in unsern Gärten, weil sie wuchern und als Unkraut gelten. Tulpen sind seit ihrer Einführung im 16. Jahrhundert die fast beliebtesten Blumen in Europa. Und am Tüllinger Berg finden wir auch heute noch kleine, wilde Tulpen. Diese sind gelb und



Liselotte Reber-Liebrich

würden ins Bild passen. „Sterneblume“, meine ich, sind Narzissen, wie man sie wild im Jura bewundern kann. Sie wachsen auf Kalkböden, und wie wir wissen, gehört der Tüllinger Berg geologisch zum Tafeljura. Dafür sprechen würde auch, dass Sternblumen in der Geschichte von Kannitverstan zusammen mit Tulpen holländische Fenster schmücken, und dass Paulus Gerhard in seinem Lied „Geh aus mein Herz und suche Freud“ ebenfalls „Narzissus“ und „Tulipan“ nennt. „Zinkli“ sind vermutlich nicht die üblichen Hyazinthen, die wir heute in unsern Gärten pflegen, es sind „gefüllti Zinkli, blau und wiiss“. Ich denke, es handelt sich um die sogenannten „Rebberg-zinkli“, die wir auch am Tüllinger Berg finden. Diese haben längliche, eiförmige, blaue Blütchen, die mit einem hübschen weissen Rand verziert sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit den viel häufigeren, kleinen Traubenhyazinthen, die kugelförmige Blüten haben.

Die Gedichtstrophe erweckt in uns ein Bild von duftiger Farbenpracht und Frische. Dennoch sind es nur drei Farben, die dies bewir-

ken: Gelb, blau und weiß. Die Blumen, die im Garten vorkommen sind so beschrieben, dass wir sie heute noch identifizieren können. Es liegt keine sogenannte dichterische Freiheit vor. Diese Genauigkeit ist verblüffend.

Es gibt noch andere Gedichte, wie etwa „Der Käfer“, wo die Bestäubung der Blüten erklärt wird, und Sie als Kennerinnen und Kenner könnten mir sicher noch viele Beispiele nennen.

Ein einziges Gedicht begann mich zu irritieren, und das ist ausgerechnet mein Lieblingsgedicht, „Das Liedlein vom Kirschbaum.“

Sie wissen:

*„Der Liebgott hett zum Frielig gsait:  
,Gang deck em Würmli au si Tisch!  
Druf het der Chriesbaum Bletter treit  
Viil tausig Bletter grien und frisch“*

So lautet der Anfang.

Wer wie ich an schönen Frühlingmorgen in einem weißen Schaum von Kirschenblüten erwacht, kann nicht recht glauben, dass die Kirschbäume zuerst Blätter haben sollen, und dann erst zu blühen beginnen. Nun misstrauere ich in solchen Fragen eher mir selbst als Hebel, und wie auf Bestellung begannen, während ich dies schrieb, vor meinem Fenster die Kirschbäume zu blühen. Ich habe einen intensiven Frühling erlebt, weil ich jeden Tag mehrmals zu den Kirschbäumen ging, um ja keine Phase der sich öffnenden Knospen zu verpassen. Ich brauche nicht zu betonen, dass Hebel gute Gründe für seine Darstellung hatte.

Ich sage Ihnen ganz genau, wie es vor sich geht, wenn sich die Knospen öffnen. Es gibt zwei Arten von Knospen: Die Blattknospen und die Blütenknospen. Die Blattknospen befinden sich an den Spitzen der Äste. Sie öffnen sich gleichzeitig mit den Blütenknospen. Aber während sich an den Astspitzen sofort Blätter bilden, öffnen sich bei den Blütenknospen zuerst kleine grüne Deckblättchen, die später abfallen. Aus diesen kleinen grünen Kelchen kommen zwei bis drei Blütenknospen an Stielen. In dieser Phase ist der Baum von einem grünen Hauch überzogen. Dann erst kommt der weiße Blütenraum. Nun ist aber klar, dass die großen grünen Blätter, das Sommerkleid des Kirschbaums, sich zuerst klein und fein unter den Blüten verstecken.

Daraus entsteht zwingend die Frage, warum Hebel sein Lied nicht anders gedichtet hat. Liest man es aber genau, so erkennt man, dass es ums „Würmli“ geht. Dieser Schädling hat in der Rinde des Baumes überwintert. Er zeigt sich sofort, nachdem sich die Knospen geöffnet haben, und braucht Nahrung. Das sind die kleinen grünen Blätter, die eben vor den Blüten da sind. So ist der Tisch für „s Würmli“ gedeckt.

Wir verlassen die Botanik und wenden uns der Zoologie zu.

Hebels Lieblingsgedicht ist „Das Spinnlein“, das Sie alle kennen. Warum er es am liebsten hat, darüber wird in der Literatur gerätselt, denn Germanisten haben dieses Gedicht nicht besonders gern. Es entzieht sich scheinbar einer Interpretation, weil alles klar auf der Hand liegt, oder besser gesagt, vor dem Fenster hängt.

Ein kleiner Hinweis in dieser Sache sei mir erlaubt. Die Spinne wird oft als unangenehm und ekelhaft empfunden, man muss nur an den Ausruf „Pfui Spinne!“ denken. Dennoch ist sie ökologisch bedeutsam und für den Menschen wichtig. Ich nenne nur ein Beispiel: Spinnen vertilgen Milben. Ein Naturwissenschaftler unterscheidet nicht zwischen Nützling und Schädling. Wer ernsthaft forscht, geht unvoreingenommen an sein Objekt heran. Dass Hebel in seinem Gedicht die Widerlegung der populären Abneigung gelungen ist, mag ihn gefreut haben.

Für die Fragestellung, wie Naturbeobachtung und Gedicht zusammengehen, ist „Das Spinnlein“ ein Paradebeispiel. Heute sind Spinnen sehr beliebte Forschungsobjekte, die uns immer noch viele Fragen aufgeben. An Hebels Darstellung des Webvorganges ist dennoch nichts zu kritisieren.

*„Es isch verstuunt, es haltet still,  
es weiss nit recht, wo 's ane will,  
s goht weger zruck, i siehs em a;  
's mues näumis Rechts vergesse ha.“*

Wie das Netz zustande kommt und wie die Spinne sich verhält, ist genau beschrieben. Dabei hat Hebel beobachtet, wie die Spinne nicht recht weiss, wo sie hin will, und hin und her läuft. Diese Beobachtung ist wissenschaftlich völlig korrekt. Die Spinne weiss zwar

sehr wohl, was sie tun muss, sie verteilt nämlich schnell ihren Klebstoff auf den Fäden. Das war jedoch Hebel nicht bekannt. Als ernst zu nehmender Forscher berichtet er nur detailliert, was er sieht.

Erstaunlich ist die nächste Strophe.

*„Es spinnt und webt, und het kei Rast,  
so gliichlig, me verluegt si fast.  
Und s Pfarers Christoph het no gseit,  
s sig jede Fade zämmeleit“ ....*

Woher Hebel wusste, dass die Spinne nicht nur einen Faden spinnt, sondern, dass dieser Faden aus verschiedenen Fäden „zämmeleit“ ist, ist uns nicht bekannt. Ich habe mir sagen lassen, dass dies eine neuere Erkenntnis sei. Die Spinne hat wohl vier bis sechs Spinnwarzen, aber das Sekret tritt schließlich durch hunderte von feinen Röhrchen an die Luft, wo es hart wird. Natürlich heisst das Tier Spinne, und vielleicht schloss Hebel in Analogie zu den menschlichen Spinnerinnen, dass auch das Tier seinen Faden aus verschiedenen Fasern zusammendreht. Ob Hebel den naturwissenschaftlich korrekten Vorgang, oder mindestens einen Teil davon, wirklich hat bemerken können, werden wir wohl nie erfahren. Immerhin deutet der Textzusammenhang darauf hin, dass es sich um eine damals neue Erkenntnis handeln muss. Warum würde sonst „Pfarers Christoph“ als Autorität bemüht?

Nun habe ich eine Eigenschaft, die typisch weiblich ist. Ich bin ungeheuer neugierig und ich möchte von Ihnen etwas wissen. Wir sagen zwar „die Spinne“, aber bei Hebel ist es „s Spinnli“, also ein Neutrum, etwas, das es in der Natur nicht gibt. Wer ist dafür, dass das Spinnli weiblich ist? Wer ist für männlich? (Alle Zuhörer sind für weiblich).

Ich denke, dass Hebel einen Grund dafür gehabt hat, beim Neutrum zu bleiben. Ich kann mir dazu eine kleine Bemerkung nicht verkneifen.

Das Neutrum in der deutschen Sprache wird von Feministinnen nicht besonders gern gesehen, und genau so geht es dem Diminutiv, vor allem, wenn Neutrum und Diminutiv auf Frauen angewendet werden. Beispiele sind 's Vreneli, 's Annemeieli. Dabei vergessen die Feministinnen, dass im Dialekt auch die Männernamen auf „-li“ oder „-i“ enden kön-

nen. So gibt es wohl in der Schweiz kaum einen Ulrich, der sich nicht „Ueli“ nennt. Ich empfinde die Endung „-li“ nicht zwingend und ausschließlich als Verkleinerung. Für mich bezeichnet sie auch jemanden oder etwas Liebenswertes. Diese Zärtlichkeit ist mit Hebels Bezeichnung „Spinnli“ sicher betont, und zudem ist das Wort, wie schon gesagt, geschlechtsneutral. Es könnte sich biologisch genauso gut um ein Männchen wie um ein Weibchen handeln, das zwar spinnt und webt, aber auch sein Häuslein baut. Weil das Spinnlein vermenschlicht wird, es hat z. B. Hände, aber weil es männliche Arbeit wie bauen, jagen und Beute machen und weibliche Arbeit wie spinnen, weben und braten übernimmt, wäre es tatsächlich schwierig, es einem Geschlecht zuzuweisen. Zwar kann man weibliche und männliche Spinnen unterscheiden. Weibchen sind größer und stärker. Das war Hebel anscheinend nicht bekannt. Er wählte vielleicht deshalb das geschlechtsneutrale „es“. Damit entzieht er sich einer Entscheidung. Das Neutrum ist ein guter Ausweg.

Wenden wir uns der Geologie und der Hydrologie zu. Ich ziehe den Anfang des Gedichts „Die Wiese“ bei.

Vom Fluss wird gesagt:

*„Im verschwiegene Schoss der Felse  
heimli gebore,  
an de Wulke gsäugt, mit Duft und himm-  
lischem Rege,  
schlofsch e Bütschelkind in dim ver-  
borgene Stübli  
heimli, wohlverwahrt. No nie hen men-  
schligi Auge  
güggele dörfen und seh, wie schön mi  
Meiddeli do lit  
im kristallenen Ghalt und in der silberne  
Wagle.“*

Hier war ich diejenige, die es als recht romantisch empfand, wenn die Wiese in einem Kristallkammerlein in einer silbernen Wiege liegt. Damit habe ich mir, salopp gesagt, Sand in die Augen streuen lassen. Tatsächlich ist nämlich völlig korrekt nicht nur der Wasserkreislauf sondern auch der geologische Untergrund des Gebirges dargestellt. Im Unterschied zum menschlichen Wickelkind, das erst gestillt wird, wenn es auf die Welt kommt,

liegt die Wiese schon vorher da und erhält durch Nebel und Regen das Quellwasser, bevor sei dann:

„Us tief verborgene Chlüfte ... luegt, und check go Todtnau aben ins Tal springt.“

Über den geologischen Aufbau des Schwarzwaldes brauche ich nichts zu sagen. Über das Kristallin und die darin enthaltenen Metalle, unter anderen Gold und Silber, wissen sie genau so gut Bescheid wie ich.

Auf dem Weg der Wiese durchs Tal gibt es unzählige geologische und hydrologische Hinweise. Auf der linken schattigen Talseite, am felsigen Prallhang, wachsen Erdbeeren, rechts blüht, dem Untergrund des Talbodens entsprechend „goldige Lewat“. (Die Bezeichnung Lewat erklärt uns Hebel selbst. Es ist die alte Kulturpflanze Raps oder Ackersenf.) Frauen schätzen für ihre Wäsche das weiche, nicht kalkhaltige Wiesenwasser, das das Flussmädchen bringt. Seine Wasserkraft wird für die damalige Industrie genutzt. Dies ist besonders bemerkenswert. Sie können nicht nur weit herum suchen, bis Sie Gedichte finden, in denen Industrie beschrieben wird. Industrie als Thema der Dichtung taucht erst lange nach Hebel, im Realismus, auf. Wenn Sie heute Ansichtskarten des Wiesentals kaufen, sehen sie darauf kaum Industriebauten, weil man ja das schöne Wiesental zeigen will. Hebel dagegen, dem man genau das vorwirft, nämlich, er schreibe Idyllen aus einem Paradies, das es nie gegeben habe, kennt keine Berührungsängste. Sein Forscherblick lässt keine Kompromisse zu.

Als vor ein paar Jahren die Wiese bei Maulburg über die Ufer trat und die Wehre samt Wiesen und Äckern wegriss, ließ sie einen natürlichen Flussabschnitt zurück. Dieses kleine Stück eines unverbauten Flusslaufes zieht bis heute die Menschen an. Viele wünschten sich, dass die Wiese auch an andern Stellen aus ihrem strengen Korsett befreit würde. Darauf konnte man in der Badischen Zeitung lesen, hebelsche Flussromantik sei unangebracht in der heutigen Zeit.

Was schreibt Hebel wirklich von der Wiese? Ich zitiere:

*„Aber solli eis, o Wiese, sage wie 's ander?  
nu se seig 's bikennt! De hesch au bsunderi  
Jeste,*

*'s chlage s alli Lüt, und sagen, es sei der nit  
z traue,  
und wie schön de seisch und wie lieblich dini  
Giberde,  
stand der d' Bosget in den Auge, sage si alli.  
Eb men umme luegt, chresmisch näumen  
über d Faschine,  
oder de rupfsch si us, und bahnsch der  
bsunderi Fuessweg,  
bohlsch de Lüte Stei uf d Matte, Jaspis und  
Feldspat.  
Hen si näume gmeiht, und hen si gwarbet  
und gschöchlet,  
holsch 's und treisch's de Nochbere duren  
Arfel um Arfel. (...)  
Mengmol haseliersch, und 's mues der alles  
us Weg go;  
Öbbe rennsch e Hüslü nieder, wenn 's der  
im Weg stoht.  
Wo de gosch und wo de stohsch isch Balgen  
und Balge.“*

Anstatt von hebelscher Romantik zu schreiben, würde man lieber einmal überlegen, was uns dieser Flusslauf für unser rein physisches Überleben, aber auch für unsere geistige und seelische Gesundheit bedeutet. Hebel hat die Natur richtig gesehen und in der Vergänglichkeit gesagt „z'letscht brennt die ganzü Wält“. Nach der langen Sonnenperiode ohne Regen haben wir vielleicht gerade heute mehr Verständnis für diese Aussage.

Ich denke, ich habe Sie davon überzeugt, dass Hebel, bevor er seine Gedichte schrieb, intensive naturwissenschaftliche Studien getrieben haben muss. Was er schreibt, ist nach dem Stand der damaligen Wissenschaft sachlich korrekt. Die Qualität solcher Passagen würde ich, wenn ich von Wein sprechen würde, mit „sec“ bezeichnen. Literaturhistorisch würde ich sie eher dem Realismus als der Romantik zuordnen. Der oft als behäbig und gemütlich unter Heimatdichter abgehakte Hebel erweist sich bei genauer Betrachtung als viel moderner als seine Zeitgenossen.

Wenn ein Mensch so forscht, wie Hebel das offensichtlich getan hat, so veröffentlicht er seine Ergebnisse normalerweise in naturwissenschaftlichen Zeitschriften, oder heute natürlich im Internet. Wie kommt jemand auf die Idee, daraus Gedichte zu machen? Ich

meine, Hebels Motivation, sei vornehmlich pädagogisch gewesen. Er gibt die Absicht, seine Landsleute zu belehren und zu veredeln, auch ganz unbefangen zu. Die Frage, die ihn, wie jeden engagierten Lehrer, bewegte, war: „Wie sag ich 's meinem Kinde?“

Den ihm wichtigen Inhalt, die naturwissenschaftliche Beobachtung, musste er in eine Form bringen, die auch ungebildeten Menschen eingehen würde. Deshalb kam er auf die Idee, Lieder zu dichten.

Seine Beschäftigung mit antiker Metrik hat ihn geprägt. So kommt es, dass seine Verse metrisch genau so korrekt sind, wie seine wissenschaftlichen Darstellungen.

Ich meine, damit lässt sich ein Stück weit erklären, warum uns Hebels Gedichte so gut gefallen. Es gibt die berühmte Forderung des 1856 geborenen amerikanischen Architekten Louis Sullivan, welche heisst „Form follows function.“ (frei übersetzt: Die Funktion bestimmt die Form) Es ist eine geniale Formel, mit der man gute Architektur und gutes Design beurteilen kann. Diesen Ratschlag konnte Hebel natürlich nicht kennen, aber wir können ihn mühelos auf sein Werk anwenden.

Normalerweise halten wir Poesie für eine schöne Zugabe zum Leben. Hebel wusste es besser. Seine Gedichte wollten nicht nur schön sein, sie wollten Sinn machen und Nutzen bringen. Das ist ihre erklärte Funktion. Seine Absicht war, den Menschen die sie umgebende Natur in einer ganz gewöhnlichen und verständlichen Sprache zu erklären. Die Form, die er wählte, entsprach in ihrer Exaktheit seinem Forschungsmaterial. Daraus entstand dann zwingend die Harmonie seiner Gedichte, die heute noch begeistert.

Ich danke Ihnen.

(Hebels Gedichte sind zitiert nach der Ausgabe von Wilhelm Altwegg: Johann Peter Hebels Werke in zwei Bänden, Atlantis Verlag, o. O., o. J.)

Anschrift der Autorin:  
Liselotte Reber-Liebrich  
Chrischonaweg 121  
CH 4125 Riehen BS